



SD MAGAZIN



DIE STRASSE

EINSATZORT, ARBEITSORT, LEBENSRAUM

SOZIALDEPARTEMENT

**VZ WERD: NEUE SICHERHEITS-
BEAUFTRAGTE**



Bild: Niklaus Spoerri

Seit Mai 2016 ist Gabriela Jegge Sicherheitsbeauftragte im Verwaltungszentrum Werd und Teamleiterin Sicherheit und Infrastruktur. Sie verantwortet die Sicherheitsorganisation sowie die Umsetzung der Vorgaben zur Arbeitssicherheit und zum Gesundheitsschutz im VZ Werd. In ihrer Funktion übernimmt sie zudem die Notfallorganisation, schult die Notfallteams und führt Veranstaltungen für Mitarbeitende und Kadermitglieder im Bereich Sicherheit durch.

Gabriela Jegge hat nebst den Ausbildungen im kaufmännischen Bereich und in der Sozialpädagogik eine Weiterbildung in Gesundheitsförderung und Prävention. Sie war sieben Jahre als Dozentin für Sexualpädagogik und Projektmitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Luzern tätig. In ihrer letzten Anstellung bei der Suchtprävention Zürcher Unterland arbeitete sie als Expertin für Prävention und Gesundheitsförderung. (sfj)

SOZIALE EINRICHTUNGEN UND BETRIEBE

**JUBILÄUM: 25 JAHRE KINDERHAUS
ENTLISBERG**



ZVG

Das Kinderhaus Entlisberg feiert Geburtstag und blickt zurück: In den 25 Jahren seit der Eröffnung der ersten städtischen Kita im Jahr 1991 im Kinderhaus Entlisberg hat sich viel getan. Im schönen ehemaligen Waisenhaus in Wollishofen sind heute drei Kitas mit unterschiedlichen Ausrichtungen zu Hause: die 24h-Kita mit Kriseninterventionsplätzen, die Tandem-Kita und das Betreuungszentrum. Mit zum Verbund Entlisberg gehören zudem die Kitas Selnau und Paradies. Der «Offene Bereich» rundet das umfassende Angebot im Frühbereich mit weiteren vielfältigen Angeboten ab. Täglich werden im Verbund Entlisberg rund 170 Kinder im Alter zwischen drei Monaten und zwölf Jahren betreut.

Am Dienstag, 20. September, von 17.30 bis 20.00 Uhr stellt der Verbund Entlisberg seine Angebote vor und freut sich darauf, mit Gästen auf das Jubiläum anzustossen (gerne unter entlisberg@zuerich.ch anmelden). (otn)

SOZIALE DIENSTE

**TRAMUKI: GESAMTSTÄDTISCHE
EINFÜHRUNG**



Bild: Niklaus Spoerri

Die von den Sozialen Einrichtungen und Betrieben sowie den Sozialen Diensten gemeinsam ins Leben gerufenen Transkulturellen Mutter-Kind-Gruppen, kurz Tramuki, werden ab Herbst 2016 in der ganzen Stadt eingeführt.

Tramuki arbeitet mit Gruppen von Müttern mit Migrationshintergrund, die schlecht integriert sind und Kinder im Vorschulalter haben. Während elf Monaten treffen sich die Mütter zusammen mit ihren Kindern wöchentlich für eineinhalb Stunden. In der Gruppe tauschen sich die Frauen in einem ungezwungenen Rahmen über Erziehungsfragen aus und besuchen verschiedene Angebote und Einrichtungen in ihrem Quartier. Durch die Teilnahme vernetzen sich die Mütter untereinander. Häufig motivieren sie sich gegenseitig, einen Deutschkurs zu besuchen oder eine Arbeitstätigkeit aufzunehmen. Schliesslich werden die Gruppenteilnehmerinnen auch in ihrer Erziehungskompetenz gestärkt. (hnb)

SOZIALE EINRICHTUNGEN UND BETRIEBE

**WIRD MELDESTELLE: JUGENDBERATUNG
STREETWORK**



Bild: Jennifer Zimmermann

Lehrpersonen in der Schule oder medizinisches Personal im Spital erkennen oft früher als die Eltern daheim, ob Kinder und Jugendliche Probleme mit Drogen haben.

Der Kanton Zürich hat deshalb – gestützt auf den Artikel 3c des revidierten Betäubungsmittelgesetzes – verschiedene Stellen bestimmt, bei denen Ämter und Fachleute aus dem Gesundheits- und Erziehungswesen gefährdete junge Menschen melden können. Dazu gehören etwa Lehrpersonen, Schulsozialarbeiter, Schulpsychologinnen und andere. Eine Meldung bei einer dieser Stellen bietet eine niederschwellige, wenig invasive Alternative zu einer Meldung an die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde.

Für die Stadt Zürich fungiert die Jugendberatung Streetwork als eine der vom Kanton definierten Meldestellen. Auf der Website der Jugendberatung Streetwork stehen eine Infobroschüre sowie ein Meldeformular zur Verfügung. (otn)

www.stadt-zuerich.ch/streetwork

UMGEBAUT: NEUE ÄRA FÜRS LBZ



Bild: Holzer & Kobler Architekturen

Niederschwellig, inspirierend, anregend – so wird sich das Laufbahnzentrum (LBZ) ab dem 20. September für die Öffentlichkeit präsentieren. Die Digitalisierung der Berufswelt macht auch vor der seit fast 100 Jahren bestehenden Dienstabteilung nicht Halt: Interaktive Tools, Tablets, Beratungsnischen, PC-Einzelarbeitsplätze sind die Antwort auf die neuen Anforderungen. Die Raumeinteilung und Recherche-Tools sind neu stark auf die Zielgruppen zugeschnitten. Der Berufswahlbereich für die Jugendlichen ist auf Gruppen ausgelegt, bietet Tablets für den Berufs-Check oder Postkarten mit Bildern, die einen spielerischen und intuitiven Zugang zu Berufswelten ermöglichen und weiterführende Informationen über QR-Codes zugänglich machen. Bei der Gestaltung des Weiterbildungsteils für Erwachsene wurde darauf geachtet, dass PC-Einzelarbeitsplätze für Recherche zur Verfügung stehen. Ebenso Gesprächsnischen, in denen eine von anderen Besuchern abgeschirmte Beratung zum Beispiel zur Finanzierung stattfinden kann. Und auch Begegnung wird möglich sein, dies unkompliziert an einer Theke, an der auch ein Kaffee oder ein Wasser getrunken werden kann.

Berufsentscheide – betreffen sie die erste Berufswahl oder eine neue Richtung der Laufbahn – werden oft auch intuitiv gefällt. Darauf nimmt das LBZ Rücksicht und möchte stärker die Emotionen, also Herz und Bauch, ansprechen.

Dass LBZ hat mit dem Umbau nicht nur die Informationsbestände einfacher und moderner zugänglich gemacht, sondern lässt auch den Namen Berufsinformationszentrum oder kurz BIZ hinter sich. (wen)

STRASSEN SIND NICHT
NUR ASPHALT

Bild: Niklaus Spoerri

Liebe Leserin, lieber Leser

Während ich diese Zeilen tippe, regnet es in Strömen. Weit unter meinem Fenster auf den Strassen verschieben sich einige Regenschirme rauf und runter, da und dort eine bunte Regenjacke. Selbst die Autos wirken schlechtgelaunt. Die Strasse ist heute bloss dazu da, Menschen schnell von A nach B zu bringen.

Es ist noch nicht lange her, da bevölkerten Fussballfans in Scharen an lauen Abenden die Langstrasse. Niemand versuchte, irgendwohin zu gelangen. Die Strasse war ein einziger öffentlicher Partyraum.

Für unser Departement hat der Begriff «Strasse» verschiedene Bedeutungen. Einer Familie, die auf der Strasse landet, der ist ein Unglück widerfahren. Sie erhält bei uns Unterstützung und Obdach. Ein Jugendlicher, der die Strasse zu seinem Wohnzimmer macht, zu dem halten wir Kontakt. Wir beraten ihn, wenn er Probleme hat, und sorgen dafür, dass er zu später Stunde nicht auf dem Bordstein strandet.

Die Frau, deren Arbeitsplatz der Strassenstrich ist, erhält von uns Unterstützung, Kondome und Zugang zu medizinischen Angeboten. Und wenn beispielsweise ein grosses Strassenbauprojekt das Gesicht eines ganzen Quartiers verändern wird, dann sind unsere Mitarbeitenden bei der Planung dabei, damit der Mensch nicht vergessen geht.

Strassen können vor Leben strotzen oder totenstill sein. Sie können Hoffnung bedeuten, genauso wie Hoffnungslosigkeit. Ohne sie wären wir an Ort und Stelle gefangen. Auf der Strasse wird für Ideale demonstriert. Egal, wo wir hinwollen, die Strasse vor unserem Hauseingang ist immer die erste Etappe auf einer jeden Reise.

Für manche Menschen ist kein Haus, sondern die Strasse Heimat. Ich spreche hier nicht von Obdachlosen, sondern ganz einfach von Fahrenden. Noch immer sind Sesshafte ihnen gegenüber skeptisch. Darüber spricht im Interview am Ende des Hefts eine Jenische, die sich praktisch ihr ganzes Leben lang dafür eingesetzt hat, uns Sesshaften die Kultur der Fahrenden näherzubringen.

Was bedeutet «Strasse» für Sie? Entscheiden Sie selbst. Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre.

Raphael Golta

DIE SOZIALE NACHTWACHE

JEDEN TAG PATROUILLIEREN MITARBEITENDE VON SIP ZÜRI AUF DEN STRASSEN DER GRÖSSTEN SCHWEIZER STADT. IHR AUFTRAG: ANSPRECHEN, VERMITTELN, HELFEN. DOCH ÜBERRASCHEND HÄUFIG GEHEN NICHT SIP-MITARBEITENDE AUF DIE LEUTE ZU, SONDERN UMGEKEHRT. DAS SD-MAGAZIN HAT EINE PATROUILLE BEGLEITET.

SCHWERPUNKT: DIE STRASSE



Bild: Niklaus Sproeri

Patrouillieren am Puls des Lebens: Noëmi und Lulzim von sip zürich.

Es liegt an ihrem Gang, der Art, wie sie sich bewegen. Wie sie dastehen. So unaufgeregt, dass man als Unbeteiligter meinen könnte, sie würden bloss Zeit totschlagen und Schwätzchen halten. Doch die Langsamkeit, die Zurückhaltung – sie sind die Zauberwaffen der Patrouillen von sip züri, die Tag und Nacht ausschwärmen, um im Stadtdschungel ihren Job zu machen. Bloss, was ist ihr Job?

Noëmi und Lulzim schlendern zur Ecke Langstrasse/ Militärstrasse. Ein lauer Freitagabend, die Ausgehmeile pulsiert. Zwischen dem feiernden Volk diejenigen, die immer hier sind: Alkis, Drogensüchtige, Menschen mit einem oder beiden Beinen im Milieu, Überlebenskünstlerinnen. Eine junge Frau hält sich unter dem Bushäuschen auf. Sie ist nicht die Einzige, die auffällt. Doch ihr Verhalten weckt Noëmis und Lulzims Aufmerksamkeit. «Da ist wohl wieder schlechter Stoff im Umlauf», kommentiert Christian Fischer, der Leiter von sip züri, der mit dem Schreibenden an diesem Abend die Patrouille begleitet.

BEI BEDARF MIT VERSTÄRKUNG

Tatsächlich wirkt die Frau zgedröhnt, getrieben. Wie eine Motte bewegt sie sich im Licht der Haltestelle; sitzt, steht, kriecht, macht plötzlich einen Satz Richtung Strasse. Die beiden sip-Leute besprechen sich kurz, beschliessen, auf die Frau zuzugehen. Doch die reagiert barsch, jagt die beiden zum Teufel. Noëmi ruft mit dem Handy – das an diesem Abend auch die mobile Telefonzentrale von sip züri ist – die Polizei. Die Frau soll nach Hause gebracht werden. Es dauert keine zwei Minuten, bis zwei Polizisten auftauchen. Die Klientin ist keine Unbekannte: «Sie kann sehr aggressiv werden», sagt einer der Beamten im unaufgeregten Tonfall eines Kreis-4-geeichten Streifenpolizisten.

Ein Teil des Auftrags von sip züri ist es, Jugendliche, Randständige und Süchtige anzusprechen. Doch häufig geschieht es umgekehrt. Alle paar Meter wendet sich jemand an die Patrouille. Meist ist es nur Smalltalk. Die sip-Leute werden offenbar nicht als Ordnungsmacht empfunden. Drei Jugendliche aus der Agglomeration wollen wissen, was sip züri so macht und ob der Grosse mit dem Kugelschreiber in der Hand ein Praktikant ist. «Für mich wäre das nichts», sagt einer und nippt an einem Becher Whisky Cola.

Die Patrouille schreitet das Quartier ab, sucht versteckte Orte auf, an die sich Obdachlose zurückziehen oder wo Süchtige ihren Stoff konsumieren. An einem Brunnen am Rande der Bäckeranlage stossen wir auf eine nackte, nicht mehr ganz taufrische Frau. Sie schöpft mit der Hand Wasser und reibt damit fluchend ihre Körpermitte ab. Noëmi und Lulzim nähern sich ihr nach kurzer Absprache unaufdringlich. Die Frau schimpft, es fehle Toilettenpapier. Ein Polizeifahrzeug taucht auf. Als die Beamten die sip-Patrouille sehen, ziehen sie weiter. «Die Polizisten hätten sie vermutlich mitgenommen», kommentiert Christian Fischer. Die sip hingegen sucht das Gespräch. Einfach nur reden.

«Wie gehts?», «Ist alles in Ordnung?», «Brauchst du etwas?» Die Fragen klingen banal, doch für Menschen, denen der Rest der Gesellschaft aus dem Weg geht, kann eine Alltagsfrage Balsam auf die Seele sein. Die Nackte kleidet sich wieder an, greift nach ihren beiden Bierdosen, verabschiedet sich laut, aber freundlich und stampft in die Nacht davon.

Noëmi, an diesem Abend Einsatzleiterin, ist seit einem Jahr bei sip züri. Davor studierte sie Sozialpolitik an der Uni Fribourg. Lulzim, einst Lehrer, stammt aus dem Kosovo und ist mit seinen zehn Jahren Erfahrung ein sip-Veteran. Jede Zweierpatrouille deckt immer eine ganze Reihe von Sprachen ab. In den kommenden Stunden werden Noëmi und Lulzim mit mehr oder weniger betrunkenen Jugendlichen reden und im Wald nach einem Obdachlosen Ausschau halten, den sie schon länger nicht mehr angetroffen haben. Sie werden in Oerlikon eine Gruppe junger Flüchtlinge aufsuchen, die den MFO-Park zu ihrem Wohnzimmer machen. Wenn der Platzspitz seine Tore schliesst, werden sie junge Eritreer ansprechen, die den öffentlichen Raum bevölkern, weil sie in den Asylunterkünften kaum Privatsphäre haben. Dann, zu vorgerückter Stunde, wird die sip-Patrouille einen Blick in den Hauptbahnhof werfen.

HOTSPOT, HAUPTBAHNHOF

Dort, in der Bahnhofshalle, treffen Noëmi und Lulzim auf eine Gruppe besoffener Teenager. Sofort suchen die Angeheiterten das Gespräch: «Oeee, sip züri, ihr sind die Beschte!». Wieso? Sie seien immer nett, würden Wasser verteilen, «Ihr mached das super, nöd wie d Bulle.» Die Gespräche lenken davon ab, dass ein Mädchen neben einem Haufen Kotze regungslos auf der Steinbank liegt. «Was ist mit ihr?» «Zvill Wodka.» Noëmi und Lulzim wollen wissen, was passiert ist. Das Mädchen ist knapp ansprechbar. «Sie hat kein Geld fürs Taxi und die Eltern sind weg», erklärt Noëmi. Erst will die Patrouille sie nach Hause fahren, doch Lulzim gefällt ihr Zustand nicht. Die Jungs quasseln weiter, vermuten im hier schreibenden Begleiter einen Zivilpolizisten. «Ich han e schlimmi Vergangeheit», sagt einer der Rädelführer mit breitem Smile, «aber ich bin en liebe Mänsch.» Das mag sein, doch nützt das der auf

WAS SIP ZÜRI MACHT

Seit bald 16 Jahren vermittelt sip züri bei Konflikten im öffentlichen Raum und unterstützt vor allem Jugendliche, Berauschte und Obdachlose. Dadurch entlastet sip züri auch die Polizei: 2015 etwa, haben die Ordnungshüter 300 Mal sip züri avisiert, sip züri hingegen musste nur 50 Mal die Polizei beiziehen. Zusätzlich zu den Patrouillen macht sip züri bei Kontakt- und Anlaufstellen Zugangskontrollen und hat damit dazu beigetragen, dass die Zürcher Drogenhilfe quartierverträglich wurde. Der Gemeinderat hat vor Kurzem eine neue Weisung für sip züri verabschiedet, die ihren Auftrag schärft und nächstens zur Abstimmung gelangt. (rjm)



der Steinbank liegenden Kollegin im Moment nicht viel. Die junge Frau ist in schlechter Verfassung, die Sanität soll her. Noëmi zückt das Handy, beschreibt die Situation und bittet um Unterstützung. Es dauert nicht lange, da zittern die Hände des Mädchens, dann verkrampft sich ihr ganzer Körper, der Schädel schlägt gegen den harten Stein. Sofort leisten Lulzim und Christian Unterstützung, heben die Patientin auf den Boden, fixieren ihren Kopf. Der epileptische Anfall versetzt die ohnehin schon aufgekratzen Jugendlichen zusätzlich in Aufregung. Jetzt muss sofort die Ambulanz her. Die Sirenen des Krankenwagens werden lauter, die Sanität erscheint und bringt die Patientin weg, zusammen mit ihrer Halbschwester. Im Nu sind die Uniformierten verschwunden, mit Ausnahme von sip züri. «Reden wir noch ein bisschen mit ihnen?», fragt Lulzim. Die Geschehnisse haben die Teenies noch hibbeliger werden lassen. Nun sollen sie etwas runterkommen.

«Es ist am HB wieder wie früher», kommentiert Lulzim trocken. Sein Chef Christian stimmt ihm zu. Vorfälle dieser Art seien Ende der Nullerjahre häufiger gewesen. Die Bahnhofshalle sei der wohl am besten überwachte Ort der ganzen Schweiz. Warum Jugendliche sich ausgerechnet hier unbeobachtet fühlen, ist schwer nachvollziehbar. «Eau de sip?», fragt Noëmi, und verteilt eine Runde Desinfektionsmittel auf die Hände. Erstmal macht die Patrouille eine kurze Pause. Nach einem Ereignis dieser Art brauche es stets einen Moment Ruhe. Sonst könne man in der nächsten Situation keinen kühlen Kopf bewahren. Die Nacht ist nicht mehr ganz so jung. Der Schreibende braucht dringend seinen Schlaf. Doch die Patrouille zieht weiter.

Michael Rüegg

«ES IST NICHT SO GEFÄHRLICH, WIE ES AUSSIEHT.»

FÜR RAFFAEL SCHOCH (16) IST DIE STRASSE EIN TEIL DES LEBENS-
RAUMES, IN DEM ER SICH AUSTOBT. DER AUTOMATIKER IM
ERSTEN LEHRJAHR FÄHRT IN SEINER FREIZEIT TRIAL BIKE IM
VELO TRIAL CLUB ZÜRICH.



«Wenn ich den Begriff Strasse höre, denke ich nicht als Erstes an meine Kollegen, die ich draussen treffen könnte. Viel mehr überlege ich beim Begriff Strasse, was ich mit meinem Trial Bike draussen machen könnte. Trial Bike fahre ich schon, seit ich zehn Jahre alt bin. Dieses Jahr ist schon meine fünfte Saison.

Ein Trial Bike ist ein Velo ohne Federung und ohne Sattel. Im Unterschied zu anderen Bikes hat es auch eine tiefere Rahmenhöhe. Der Rahmen ist sehr leicht und eignet sich daher ideal, um von Hindernis zu Hindernis zu hüpfen. Mein Velo wiegt etwa acht Kilogramm. Das ist auch der Unterschied zum BMX: Das Trial Bike ist leichter und hat eine andere Geometrie. Das Velo ist mein Hauptfortbewegungsmittel. Auto fahren kann ich noch nicht, ich bin ja erst 16-jährig.

An sieben Wochenenden im Jahr haben wir Wettkämpfe. Trial Bike ist eine Einzelsportart und beim Wettkampf fahren alle den gleichen Parcours. Die Person, die am wenigsten Körperkontakt mit

dem Boden hat, also am wenigsten mit den Füssen absteht, hat gewonnen. Das Ziel ist, dass man das Bike in jeder Situation beherrschen muss. Wir hüpfen und springen über diverse Hindernisse wie Steine, Autos, Holz oder über Mauern. Dafür muss man seinen Körper gut kennen. Wichtig dafür sind auch Balance, Konzentration, Kraft und Ausdauer – und ja, klar, Mut. Profis trainieren Kraft, Ausdauer und Balance auch noch einzeln, aber darauf verzichte ich. Meinen grössten Erfolg feierte ich vor zwei Jahren, als ich in meinem Jahrgang Schweizer Meister wurde.

Wenn ich genug Mut habe, dann springe ich. Wir messen die Höhe meistens in Paletts. Ein Palett ist etwa 14,5 cm hoch. Mein Rekord liegt bei sieben Paletts, also rund einem Meter. Und ich kann bis zu 1,70 Meter weit springen.

Es ist eigentlich gar nicht so gefährlich, wie es aussieht. Ich habe stets die Kontrolle über das Velo. Selbst wenn ich umfalle, lande ich kontrolliert. Hohe Sprünge von einem Container tun dem Velo und meiner Wirbelsäule nicht so gut. Das ist mir bewusst, aber für ein Video würde ich es schon machen.

Bevor ich zum Trial Bike gekommen bin, habe ich sieben Jahre lang Fussball gespielt. Irgendwann hatte ich keine Lust mehr dazu und habe mir ein neues Hobby gesucht. Ich bin schon immer gerne Velo gefahren und bin so aufs BMX-Fahren gekommen. Ich wollte aber etwas machen, das einzigartig ist. Trial Bike ist nicht wirklich bekannt in der Schweiz. Wenn mich jemand auf der Strasse damit sieht, sind die meisten beeindruckt.

Während der Winterzeit trainieren wir in einer Halle in Oerlikon. Im Sommer treffen wir uns hier auf der Sportanlage Fronwald in Zürich Affoltern. Wenn es aber vom Wetter her geht, trainiere ich am liebsten draussen. Normalerweise trainiere ich zwei Mal in der Woche.»

Aufgezeichnet von Jeanette Schranz

ARBEITSORT STRASSE

STRASSENPROSTITUTION, JUGENDBERATUNG UND KULTURELLES LEBEN FÜRS QUARTIER. EIN TEIL DER SD-MITARBEITENDEN SIND IN ANGEBOTEN TÄTIG, DIE IHREN ARBEITSORT ZU EINEM GROSSEN TEIL NACH «DRAUSSEN» VERLEGEN.

SCHWERPUNKT: DIE STRASSE

CEMIL YILDIRIM, 58 JAHRE, SOZIALARBEITER, JUGENDBERATUNG STREETWORK



«Ich habe viele Jugendliche aufwachsen sehen. Seit 15 Jahren arbeite ich bei der Jugendberatung Streetwork. In dieser Zeit habe ich auch Zürichs Strassen und Quartiere sehr gut kennengelernt und nehme demografische Veränderungen wahr. Zum Beispiel im Kreis 4 und 5. Wenn wir auf Jugendliche zugehen, achten wir darauf, dass wir authentisch und offen sind. Wir sagen, wer wir sind und was wir machen. Manchmal entwickelt sich ein Gespräch, manchmal nicht. Die Jugendlichen reagieren am Anfang oft skeptisch. Sie fragen sich, was wir wollen. Mit der Zeit vertrauen sie uns und merken, dass bei uns alles freiwillig ist und sie selbst bestimmen, ob sie Unterstützung wollen oder nicht. Häufig kommen sie dann mit Fragen auf uns zu, zum Beispiel: «Ich habe fürs Schwarzfahren eine Busse erhalten, was kann ich jetzt machen?» Dann suchen wir gemeinsam eine Lösung. Ich bin gerne unterwegs, wahrscheinlich, weil ich von einem Nomadenstamm abstamme. Das Machtgefälle auf der Strasse ist anders als im Büro; man muss sich den Gegebenheiten anpassen, den Leuten Raum lassen. Das erfordert Fingerspitzengefühl. Wir schätzen ab, ob wir willkommen sind, lesen die nonverbalen Botschaften der Jugendlichen. Wir tragen keine Uniform und setzen keine Regeln durch, das unterscheidet uns von der Polizei. Man könnte auch sagen: «Wir interessieren uns für die Probleme, die die Jugendlichen haben. Nicht für die, die sie machen.» Auf der Strasse ist nicht jeder Tag wie der andere. Und jede Situation ist anders. Wir brauchen Offenheit. Ich werde mittlerweile oft erkannt, auch von «ehemaligen» Jugendlichen, die heute erwachsen sind und im Leben Fuss gefasst haben. Das sind immer schöne Begegnungen.»

Aufgezeichnet von Isabelle Wenzinger

ANNAMARIA PEER, 28 JAHRE, SOZIALARBEITERIN BEI FLORADORA



«Wir beraten Strassensexarbeiterinnen zu verschiedenen Themen, die sie beschäftigen: Gesundheit, Verhütung, Schwangerschaft, sexuell übertragbare Krankheiten, Konflikte mit dem Gesetz, Unterstützung mit Behörden. Wir sind für die Frauen da, lachen mit ihnen, hören ihnen zu. Es ist wichtig, dass sie jemanden haben, dem sie vertrauen können. Dass sie sich outen können, ohne diskriminiert zu werden. Ich habe Sozialarbeit studiert, weil ich Frauen in prekären Situationen unterstützen möchte. Sexarbeit interessiert mich, weil sie eine gesellschaftliche Realität ist und trotzdem tabuisiert wird. Bei unserem Job kommen viele Themen zusammen, das Gebiet der Sexarbeit ist komplex. Wir verteilen nicht nur Gummis. Unsere Arbeit auf der Strasse ist niederschwellig und lässt vieles zu, was in Büro-Situationen nicht entstehen würde. Das Zwischenmenschliche ist bereichernd, aber auch herausfordernd. Wir sind mitten im Geschehen. Wenn man mich fragt, wo ich arbeite, antworte ich: auf dem Strassenstrich. Die Reaktionen darauf sind amüsant, stimmen mich aber auch nachdenklich. Die grösste Freude für mich ist es, wenn ich einen guten Kontakt zu einer Sexarbeiterin aufbauen kann. Wenn sie merkt, dass sie sich auf mich verlassen kann. Ich versuche, den jungen Frauen als junge Frau zu begegnen und sie in ihrer Eigenständigkeit zu stärken. Nebst den eher schwierigen Beratungsthemen lässt meine Arbeit auch Momente zu, sich über Alltägliches auszutauschen oder einfach mal gemeinsam Musik zu hören.»

Aufgezeichnet von Beatrice Henes

CELIA HÄUSERMANN, 47 JAHRE, SOZIOKULTUR MOBIL

«Nächstes Jahr feiert das Mobil sein 20-Jahr-Jubiläum. Das Mobil ist eine fahrbare Bühne mit Ton und Licht, die die Quartierbevölkerung und Schulen für Feste mieten können. Damals war die Idee, die noch recht braven Plätze und Strassen Zürichs damit zu beleben. Heute ist das Mobil stadtbekannt. Von den beliebten Platzfesten zum Beispiel ist es nicht mehr wegzudenken. Auch Fixpunkte in der Zürcher Agenda, wie das Stolze- und das Wipkinger Openair, sind mit uns zusammen «gross geworden». Wir sind ein Zweierteam bei Soziokultur mobil. Ein grosser Teil unserer täglichen Arbeit ist Eventberatung: Stadtzürcherinnen und -zürcher können mit einer Fest-Idee zu uns kommen. Wir unterstützen sie beim Planen, vernetzen sie mit Künstlerinnen und Musikern und machen die technische Betreuung des Mobils vor Ort. Unterwegs sind wir vor allem im Sommerhalbjahr, dann aber fast jedes Wochenende. Das macht mir überhaupt nichts aus, im Gegenteil. Bei einem reinen Bürojob wäre ich wie ein eingesperrtes Tier. Ich muss immer in Bewegung sein und mich mit Menschen draussen auseinandersetzen, gemeinsam mit ihnen Dinge gestalten. Nächstes Jahr bin ich bereits zehn Jahre dabei. Ich liebe meinen Job. Strassen sind für mich Lebensadern. Sie verbinden, man bewegt sich auf ihnen, begegnet einander. Wenn auf einem Platz oder der Strasse ein Konzert oder eine Lesung stattfindet, kann man einfach spontan stehenbleiben und zuhören. Die Hemmschwelle, durch eine Tür in einen Raum zu treten und nicht zu wissen, was dahinter passiert, ist viel grösser. Dieses Freie, Zwanglose, Offene an der «Strassenarbeit» – das gefällt mir, ist mir wichtig.»

Aufgezeichnet von Nadeen Schuster





Bild: Niklaus Spoerri

KURT WEILENMANN, SOZIALE EINRICHTUNGEN UND BETRIEBE, GRAFFITIENTFERNUNG

«Unterwegs!» – Dieser Ausdruck beschreibt mich ziemlich treffend. Ich bin seit vier Jahren als Arbeitsagoge bei Schöns Züri angestellt. Das ganze Jahr über und bei jeder Witterung entfernen meine Teams in der ganzen Stadt Ungewolltes von Mauern und Fassaden.

Als Winterthurer habe ich so vermutlich mehr schöne Winkel und Gassen Zürichs kennengelernt als viele «Einheimische». Der Job ist lebendig, man spürt den Puls der Stadt. Wir werden häufig von der Bevölkerung angesprochen. Das direkte Feedback ist schön für die Klientinnen und Klienten. Ich arbeite gerne hier. Die Stadt ist in vielem Vorreiterin, gerade auch im Sozialbereich. Und ich schätze die Weltoffenheit

hier, wohl weil ich selber ein Weltenbummler bin. In meiner Freizeit bin ich auf Wanderpfaden unterwegs, am liebsten im Alpsteingebiet. Oft zieht es mich auch in die Ferne. Schon mehrmals habe ich meine Heimat für mehr als ein Jahr zurückgelassen. Die Reise mit dem Auto von hier via Tibet bis nach Indien, das erste Mal über die damalige Sowjetunion, das zweite Mal über Nordafrika, Syrien, Iran und Pakistan – das sind unvergessliche Abenteuer. Weil wir unsere Reiseerfahrungen teilen wollten, haben meine Freunde und ich Diashow-Tourneen durch die Schweiz organisiert und zum Beispiel hier im Volkshaus gastiert.»

Aufgezeichnet von Nadeen Schuster

«DIE HÄSSLICHSTE STRASSE ZÜRICHS»

KEINE ANDERE STRASSE IN DER SCHWEIZ, DIE MITTEN DURCH EIN WOHNQUARTIER FÜHRT, BEWÄLTIGT MEHR VERKEHR ALS DIE ROSENGARTENSTRASSE. 56 000 AUTOS UND LASTWAGEN WÄLZEN SICH TÄGLICH ÜBER DIESE VERKEHRSSCHNEISE NACH ZÜRICH UND AUS DER STADT HERAUS. NUN PLANEN STADT UND KANTON EIN GROSSPROJEKT: DAS QUARTIER SOLL VON VERKEHR UND LÄRM ENTLASTET WERDEN. MITTENDRIN: DIE SOZIALEN DIENSTE.

In rund 15 Jahren soll der Grossteil des Verkehrs, der heute über die Rosengartenstrasse rollt, unter der Erde verlaufen. Eine Milliarde kosten der Bau eines Strassentunnels vom Irchelpark und Bucheggplatz zum Wipkingerplatz und der Bau einer neuen Tramlinie. Ein Grossprojekt, das verschiedene Ämter und Stellen im Kanton und in der Stadt Zürich beschäftigt – so auch die Sozialen Dienste. Wenn sich dereinst die Rosengartenstrasse von der heutigen Verkehrsschneise zu einer städtischen Lebensader wandelt, wird dies auch grossen Einfluss auf das Leben in den angrenzenden Quartieren haben. Stefan Roschi, Leiter Fachressort Soziales Stadtleben der Sozialen Dienste, drückt es so aus: «Die Rosengartenstrasse ist eine unsägliche Verkehrsschneise. Keine Frage, dass sich da was ändern muss. Was aber passiert dann mit den Leuten, die dort wohnen?» Die Rosengartenstrasse gilt zwar als eine der schlechtesten Wohnlagen in der Stadt Zürich. Der typische Anwohner ist Single, im Alter zwischen 20 und 54 Jahren, ausländischer Herkunft und hat ein tiefes Einkommen. Weil die Wohnungen günstig sind, leben an der «hässlichsten Strasse Zürichs», wie die NZZ sie kürzlich nannte, jedoch viele, die auf dem Wohnungsmarkt kaum etwas anderes finden. Und im Erdgeschoss ist spezielles Kleingewerbe eingemietet, das man andernorts in der Stadt Zürich nicht mehr sieht.

AUFWERTUNG JA, ABER...

Bereits eine Häuserzeile hinter der Rosengartenstrasse präsentiert sich die Situation anders: Dort ist es ruhiger und freundlicher – entsprechend sind die Wohnungen (bereits) teurer. Hier leben mehr Familien und Leute, die gut verdienen. Die Verkehrsberuhigung der Rosengartenstrasse zieht automatisch eine Aufwertung nach sich und die Wohnungspreise werden steigen. Um diese Entwicklung, soweit überhaupt möglich, zu steuern und weiterhin für eine gute soziale Durchmischung im Quartier zu sorgen, haben sich die Stadtentwicklung, das Amt für Städtebau und die Sozialen Dienste in einer Arbeitsgruppe zusammengefunden. In einer exemplarischen

Zusammenarbeit haben die drei Dienstabteilungen die aus ihrer Sicht notwendigen Begleitmassnahmen zuhanden des Stadtrats formuliert. «Entlang der Achse soll ein lebendiges und vielfältiges Gebiet von hoher räumlicher Qualität entstehen, mit angemessener Dichte und möglichst vielen preisgünstigen, wenn möglich gemeinnützigen Wohnungen», so der Leitsatz. «Die Rosengartenstrasse ist aufgrund ihrer Lage zwischen Wipkingen und Höngg sehr attraktiv. Wir müssen uns bereits heute überlegen, was in 15 Jahren sein wird. Sonst spielt der Markt für sich allein», sagt Stefan Roschi.

DIE LEHREN AUS DER WESTSTRASSE

Der Stadt ist es aber nicht nur ein Anliegen, günstigen Wohnraum zu erhalten. Stefan Roschi betont: «Wir prüfen auch, wo Gestaltungsspielraum für die Bevölkerung besteht. Wo gibt es Plätze und Orte, die sich für die Mitwirkung eignen, und wie können wir Herrn und Frau Zürcher miteinbeziehen?» Auch werde geprüft, wo es soziokulturelle Angebote brauche, ob Alters- und Pflegeheime gebaut werden sollten oder ob mehr Kinderkrippen nötig werden. Die Stadt engagiere sich aber auch dort, wo sich die Situation für die Anwohnerinnen und Anwohner verschlechtere. Ein Beispiel dafür ist der Wipkingerplatz. Er würde auch nach der Realisierung des Grossprojekts ein Verkehrsknotenpunkt mit gleichbleibender Verkehrsbelastung bleiben. Allerdings würden die Tunnelportale die Situation für die Fussgänger erschweren. Es sind also Massnahmen gefragt, damit der Platz auch in 15 Jahren möglichst gut und schnell überquert werden kann. «Die Auswirkungen nach der Beruhigung der Weststrasse haben uns viel gelehrt.» Nach der Sanierung und dem Neubau vieler Häuser entlang der Weststrasse wohnen dort heute weniger einkommensschwache Menschen. «Es lohnt sich daher, früh zu überlegen, wie sich Strukturen verändern, und entsprechende Begleitmassnahmen zu formulieren.» Das sei auch wichtig im Hinblick auf eine erfolgreiche Volksabstimmung, weiss Stefan Roschi.

Beatrice Henes

«WENN WIR UNS NICHT WEHREN, VERGISST MAN UNS.»

MARIA MEHR (73) IST FAHRENDE UND BETREIBT
SEIT ÜBER 30 JAHREN EIN ZIGEUNKULTURZENTRUM.

INTERVIEW



Bild: Niklaus Spoerri

Zuhause auf Rädern: Für Maria Mehr gehört das Weiterreisen zum Lebensalltag.

Frau Mehr, wo genau wohnen Sie?

Im Wohnwagen. (Lacht)

Und der steht wo?

Im Moment beim Escher-Wyss-Platz auf dem Schütze-Areal. Vorher waren wir in Schlieren und Winterthur. Und davor in Basel. Bis im Oktober sind wir nun hier, zum letzten Mal, danach wird hier ja gebaut.

Dieser Platz muss unter anderem einem Schulhaus weichen. Wohin zieht es Sie nach Oktober?

Wir haben ein kleines Plätzli in Adliswil. Dort überwintere ich mit meinen Leuten, das sind mein Göttisohn und meine Schwester. Ich selber bin Witwe.

Haben Sie immer dieselben Nachbarn?

Nein, es herrscht ein Kommen und Gehen. Im Moment sind es hier etwa zehn Wohnwagen, nächste Woche vielleicht fünf, dann wieder fünfzehn.

Aber man kennt sich.

Natürlich, die müssen sich alle anmelden bei mir. Und wenn der Platz voll ist, ist er voll, dann kommt niemand mehr.

Sie sind also auch Platzchefin.

Ja, das mache ich auch noch.

Wie viele Personen umfasst denn die fahrende Bevölkerung in der Schweiz?

Insgesamt sind wir etwa 30 000 bis 35 000, aber nur etwa 5000 von uns sind auf Rädern. Die anderen leben irgendwo in einem Haus oder einer Wohnung.

Wo sind Sie geboren?

In Sursee. Und ab da war ich immer unterwegs. Ich bin aufgewachsen, habe meinen Lebenspartner kennengelernt, wir waren 50 Jahre zusammen. Jetzt bin ich allein. Und noch immer im Wagen.

Werden die Jüngeren heute eher sesshaft?

Im Gegenteil, sie bleiben unserer Kultur treu. Wir dürfen ja unsere Kinder erst seit zwei, drei Generationen wieder selber aufziehen. Bis in die Siebzigerjahre hat man sie unter dem Titel «Kinder der Landstrasse» ihren Familien weggenommen. Wenn sie dann als Erwachsene zurückkamen, wussten sie nicht so recht, wo sie hingehören. Die Generationen danach, die Jungen heute, die wollen bei uns bleiben. Darum haben wir ja auch zu wenig Stand- und Durchgangsplätze.

Wie funktioniert das, wenn man keinen fixen Lebensmittelpunkt hat. Etwa mit den Behörden?

Wir sind alle irgendwo angemeldet. Wir können ja die Schriften nicht mehr in der Tasche mit uns führen. Ich zum Beispiel bin seit 56 Jahren in Bern gemeldet. Von dort lasse ich mir die Post nachschicken, an meinen Briefkasten in Adliswil.

Und wenn eine Familie Kinder hat?

Im Winter sind sie in der Schule, dann bekommen sie ihre Aufgaben. Die müssen sie erledigen. Das wird genau gleich gehandhabt wie bei einer Bergbauernfamilie, die auf die Alp geht.

Die Schweizer Fahrenden sind ja schon seit Hunderten Jahren da.

Ja. Schon meine Urgrosseltern waren mit Ross und Wagen unterwegs.

Bewegen sich Schweizer Fahrende eher im eigenen Land?

Wir haben einen Schweizer Pass und sind selbstständig Erwerbende. Weil die Schweiz nicht in der EU ist, würden wir nie eine Arbeitsbewilligung im Ausland erhalten. Umgekehrt ist das anders. Fahrende aus dem Ausland besitzen ein Patent, die dürfen hier arbeiten.

Gibt es denn noch immer typische Berufe für Fahrende?

Natürlich! Schirmflicker, Pfannenflicker, Schleifer. Ich habe 50 Jahre lang mit meinem Mann Messer und Scheren geschliffen. Die Leute wollen nicht immer alles wegwerfen und neu kaufen. Egal ob Nagelschere oder Gartenschere; es ist günstiger, eine gute Gartenschere zu putzen, zu schleifen und zu ölen. Ich habe 50 Jahre gute Stammkunden gehabt, die warten heute noch auf mich.

Noch immer?

Ich bin jetzt 73 Jahre alt. Letztes Jahr wollte ich es wieder einmal wissen. Da bin ich zwei Monate lang in meine alten Reviere gegangen, wo man mich gekannt hat. Die hatten alle Freude, als ich wieder vor der Türe stand.

Wann haben Sie das letzte Mal in einem Gebäude übernachtet?

Als ich zur Kur war. Ich habe mich auch ganz wohlgefühlt, aber es war halt nicht mein Wagen. Wenn Sie hier einziehen würden, fänden Sie das am Anfang sicher auch ganz angenehm. Aber denken Sie daran, es gibt schlechtes Wetter, Regen und Schnee. Und es ist eng. Mit einer ganzen Familie, da hat man keine Privatsphäre. Vielleicht ginge das ein paar Monate gut, aber dann sagen Sie: Das ist nicht meins, das ist nicht meine Kultur.

DIE GESPRÄCHSPARTNERIN

Maria Mehr gehört zur Minderheit der Schweizer Jenischen. Die 73-Jährige veranstaltet unter anderem die Zigeunerkulturtag, die dieses Jahr vom 6. bis 10. Juli auf dem Schütze-Areal stattfanden.

www.zigeunerkultur.ch



Ein letztes Mal ist für Maria Mehr und ihren «Göttisohn» das Schütze-Areal im Kreis 5 ein Zuhause auf Zeit. Bald fahren hier die Bagger auf.

Apropos Kultur, Sie betreiben ein Zigeuner-kulturzentrum. Das Wort «Zigeuner» ist doch etwas verpönt, nicht?

Angenommen, jemand fragt mich: Was bist du für eine? Dann sage ich, eine Jenische. Doch das Wort kennen viele nicht. Also sage ich: Ich bin eine Fahrende. Dann denken die Leute, ich sei vom Zirkus oder Schaustellerin. Ich sage: Nein, ich bin eine Zigeunerfrau vom Stamm der Jenischen. Es ist der Ton, der die Musik macht. Nicht, was man sagt, sondern wie man es sagt.

Seit wann gibt es das Kulturzentrum?

Letztes Jahr haben wir den 30. Geburtstag gefeiert. Wir haben es damals gegründet, weil es sehr schwer war, Plätze zu finden – und Anerkennung. Es gab so viele Vorurteile uns gegenüber. Das war 1985, und wir wussten nicht, wie es weitergehen soll. Es musste etwas passieren. Davor, zu Zeiten von «Kinder der Landstrasse», haben wir uns mehr oder weniger in den Wäldern versteckt, niemand hat sich getraut, aus dem Busch zu kommen. Also sagten wir: Wenn wir uns nicht wehren, vergisst man uns. Und haben das Zigeuner-kulturzentrum gegründet. Wir haben ein grosses Festzelt und eine Fotoausstellung, alte Schleifstühle, die Leute können ihre Schirme bringen, alles, was man noch reparieren kann. Heute haben wir Freunde, auch in der Politik. Das Projekt ist immer grösser geworden, wir brauchten Geld. Für Bewilligungen, für Musik.

Sie machen das aber nicht alles alleine?

Ich habe Leute, die mir helfen, auch aus dem Quartier. All das Schriftliche, das kann ich nicht.

Wie oft begegnen Sie heute noch Vorurteilen?

Jeden Tag. Noch in 50 Jahren müssen wir Vorurteile abbauen. «Dreckzigeuner, die arbeiten nicht,

die saufen nur» – mit dieser Behauptung hat Pro Juventute damals den Familien die Kinder weggenommen. Bei uns zu Hause ist nie getrunken worden. Ich hatte in meinem ganzen Leben nie einen Rausch. Mein Bappe und meine Mamma haben immer gearbeitet. Sozialämter haben wir gar nie gekannt. Wir hätten viel zu grosse Angst gehabt, ein Amt aufzusuchen. IV gab es auch nicht. Meine Eltern haben alle Tage hausiert und das Brot verdient. Wir haben immer gearbeitet. Auch die Jungen arbeiten jeden Tag.

Hat man sich gegenseitig geholfen?

Immer. Und wenn jemand in Not war, hat man auch anderen Familien geholfen.

Müssen Sie als Platzchefin hier manchmal einschreiten?

Ja. Ich habe hier auf dem Platz vier Familien, die heute fahren müssen. Wenns nicht geht, gehts nicht. Dann muss man anhängen und fahren. Sie haben sich nicht an die Regeln gehalten. Ich kann nicht Lärm machen und den anderen sagen: Sei am Abend ruhig. Wenn halt mal Lärm ist, schreite ich ein. Dann sage ich, es ist zehn Uhr, Schluss jetzt. Das muss ich halt tun. Das und die Toiletten putzen.

Machen das nicht alle?

Nein, das mache ich alleine, alle zwei Stunden. Ich arbeite ja nicht mehr, ich habe Zeit. Wenn ich mal weg bin, nimmt eine andere Frau den Lappen in die Hand. Die Waschmaschine steht auch im Toilettenwagen, und man kann ja nicht verlangen, dass alle immer die Schuhe ausziehen.

Nächstes Jahr wird es diesen Platz hier nicht mehr geben. Wie geht es weiter?

Ich stehe in Verhandlungen mit der Stadt. Ich schaue, dass wir einen Monat ins Albisgütli können. Und einen Monat aufs Hardturm-Areal. Ich habe Besuch von vielen Schulklassen vom KV. Die hätten dann nicht so weit. Dort könnten wir wieder unsere Kulturtage machen.

Wer wird das Zentrum weiterführen, wenn Sie eines Tages nicht mehr können?

Ich weiss es nicht, wirklich nicht. Ich hoffe, ich kann das noch drei, vier Jahre machen. Im Grunde bin ich ja noch gut zwäg. Man darf den Kopf nicht hängenlassen, man muss weitermachen.

Interview Michael Rüegg



ZWEI STRASSEN IN ZWEI WELTEN – SPAZIERGÄNGE DURCH DIE LANGSTRASSE UND DIE BAHNHOFSTRASSE

Gegensätzlicher könnten sie nicht sein, die Langstrasse und die Bahnhofstrasse. Doch beide prägen bis heute das Stadtbild und stehen für die Vielfalt Zürichs.

Montagnachmittag, 15 Uhr. Die 1,4 km lange Langstrasse wirkt ruhig und verschlafen. Kaum vorstellbar, dass an der gleichen Stelle 48 Stunden vorher partybedingter Ausnahmezustand herrschte. Der umtriebige Kreis 4 mit der Langstrasse als Zentrum, im Volksmund auch «Chris Cheib» genannt, verdankt sein Image den ehemals ansässigen Armeeinghörigen, dank denen bis in die 1970er Jahre die Restaurants, Bars, Discos, Striplokale und Salons entstanden. Die Situation verschärfte sich nach der Verschiebung der offenen Drogenszene vom Letten zur Langstrasse vor 25 Jahren. Prostitution und Drogen dominierten die Langstrasse.

Beruhigung der Langstrasse

Auch heute ist die Langstrasse Ort des Exzesses und des Vergnügens, aber die Lage hat sich merklich entspannt. Dies nicht zuletzt dank städtischen Projekten, vermehrter Polizeipräsenz und aktiver Quartierkoordination. Aktuell versucht ein gemeinsames Komitee, bestehend aus Klub- und Restaurantbesitzenden, Quartierkoordinierenden und städtischen Akteuren mit der Kampagne «Nachtleben und lassen» die Problematik der Lärmemissionen zu bekämpfen und den Anwohnern auch an Wochenenden Ruhe zu verschaffen.

Gentrifizierung – Fluch oder Segen

Deutlich ruhiger ist der Abschnitt der Langstrasse im Kreis 5, nach der Unterführung in Richtung Limmatplatz. Gentrifizierung – Fluch oder Segen? – hat hier Einzug gehalten und so reihen sich immer mehr exklusive Boutiquen, teure Wohnungen und Gastroketten neben Dönerbuden und Geldtransfərbüros ein.

Luxusmeile Bahnhofstrasse

Wenige Tramminuten vom Limmatplatz entfernt zeigt sich Zürich von der glanzvollen Seite. Die 1,2 km lange Bahnhofstrasse verbindet den wichtigsten Verkehrsknotenpunkt Zürichs, den Hauptbahnhof, mit dem Herzstück der Stadt, dem Zürichsee. Entlang der Strasse reihen sich imposante Bauten mit schwindelerregenden Mietpreisen. Ganz nach dem Credo: je näher am See, desto teurer der Quadratmeter. Traditionelle Geschäfte, wie zuletzt Bally und Franz Carl Weber, werden von internationalen Modeketten verdrängt und lassen die Bahnhofstrasse zwar grossstädtischer, aber zugleich auch anonymer wirken.

Der Nabel der Bankenwelt

Das eigentliche Zentrum der Bahnhofstrasse ist der von Banken umsäumte Paradeplatz. Die Krawattendichte ist hier stadtwweit wohl am höchsten; unter der Woche dominieren die Herren und Damen in feinen Anzügen und Kostümen. Abends gehört die Bahnhofstrasse mehrheitlich den Touristen. (hmi)

Woraus besteht der Strassenbelag?

Der Strassenbelag ist Teil des sogenannten Strassenoberbaus und besteht in der Regel aus einer oder mehreren Schichten Asphalt. Asphalt setzt sich zusammen aus abgestuften Gesteinskörnungen und aus einem Bindemittel. Je nach gewünschten Eigenschaften, angestrebter Tragfähigkeit und dem lokalen Klima sind die Gesteinskörner grösser oder kleiner und das Bindemittel härter oder weicher. Nach Einbau und Verdichtung mit Walzen besteht der Belag aus den Gesteinskörnern, dem Bindemittel und Luftporen.

Früher nannte man den Asphalt auch «Teer», weil das Bindemittel aus Teer bestand, einem Produkt aus dem Abbau von Steinkohle. Heute ist Teer verboten, weil er im Verdacht steht, die Gesundheit der Strassenarbeiter zu beeinträchtigen. Als Bindemittel wird heute Bitumen zugegeben. Trotzdem wird umgangssprachlich immer noch von einer «geteerten Strasse» gesprochen.

Anstatt Asphalt kann man auch andere Belagsarten wählen. Bei Strassen sind dies Beton und bei Plätzen oder Waldwegen Kies oder Pflastersteine. Neben der sichtbaren Oberfläche besteht der Strassenoberbau zusätzlich aus einer Fundamentalschicht. Je nach Anforderungen kann diese aus Kiesgemischen oder mit Bindemitteln wie Zement oder Bitumen angereicherten Materialien bestehen.

Um die Langlebigkeit, die Gebrauchstauglichkeit und somit auch die Sicherheit über längere Zeit zu gewährleisten, schwankt die Dicke des Strassenoberbaus. Je nach gewähltem Aufbau, der Belastung und der Tragfähigkeit der darunterliegenden Schichten kann die Oberbaudicke (Belag und Fundation) von 12 bis 92 cm reichen.

Martin Horat, Tiefbauamt, Experte Strassenoberbau

Wie trainieren Velo-Polizisten?

Velo fahren kann grundsätzlich jeder. Bei der Bike Police meldet sich niemand, der nicht fit ist und Freude am Velofahren hat. Es ist auch nicht so, dass das Sportliche bei uns im Vordergrund steht. Im Team hatte ich einen Biker, welcher in gut drei Jahren 24 000 Kilometer patrouillierte, aber dies war ein extremer Einzelfall. In einer dreistündigen Patrouille kann es sein, dass man es auf 20 Kilometer bringt, oft ist es jedoch weniger. Ohnehin sind die fittesten nicht generell die besten Bike-Polizisten. Wichtiger ist, dass man oft auf die Strasse will, wetterresistent ist und gut mit den Interessen der Bürger umgehen kann. Dabei ist das Bike nicht nur Fortbewegungs- sondern auch Einsatzmittel. Um dieses optimal einzusetzen, trainiert jeder Bike-Polizist während eines Grundkurses in einer Skaterhalle am Stadtrand Sturz-,

Brems-, Fahrtechniken sowie Hindernis- und Treppenfahren. Des Weiteren wird geschult, wie man das Bike als Einsatz- und Selbstverteidigungsmittel einsetzt, um etwa einen Angreifer zurückzudrängen oder einen Straftäter bei einer Festnahme zu blockieren. Ebenfalls werden das polizeitaktische Vorgehen, die Schiesstechnik in Verbindung mit dem Bike und das Verhalten im Strassenverkehr geschult. Der Bike-Polizist sollte sich im Strassenverkehr ja vorbildlich bewegen. Erst wenn die dreitägige Grundausbildung erfolgreich absolviert wurde, darf sich der Bike-Polizist erstmals für eine Patrouille auf den Sattel schwingen.

Marcel Schäffer, Chef Bike Police, Stadtpolizei Zürich